

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Blüthgen, Viktor: Meine Mutter, die geistlich ward [5 Bilder; Gehrts,
Johannes]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Meine Mutter, die geistlich ward.

Von Victor Bläsigen.

Am Fuße des Bergriesen Pilatus lag das Dorf, welchem unsere Fahrt galt; im besuchtesten Teile der Schweiz.

Kenntst du ihn, den alten gespenstigen Wettermacher? Trotzig und fahlhäutig ragt er dort auf, einsam dem südlichen und östlichen Alpenlande vorgekagert. Unten ist er in grünes Matten- und Waldgebiet vergraben, das sich in sanften Strichen um ihn hinzieht, darüber steigt die gewaltige graue, fächerartig gegliederte Felsmasse empor, mit wunderschön gezackter Gratlinie. Nicht mehr, wie noch im vorigen Jahrhundert, ist seine Besteigung von Obriqkeit wegen verboten. Damals lag jener vielgefürchtete See auf der Oberalp noch mit breitem, dunklem Spiegel da, der jetzt nur mehr eine Pfütze ist, und man konnte noch an seine Unergründlichkeit glauben und an das schwache Wesen, welches die arme, da hinein verwünschte Seele des Pilatus triebe. Wehe, wenn man sie mit Füssen, mit Steinwürfen, Stochschlägen oder Fußtritten in das finstere, regungslose Wasser hinab neckte! Dann, so wollte es der Volksglaube, zogen sich in Minuten Gewitterwolken um den Berg her zusammen, feurige Dünste brachen aus der gährenden Flut, und mit Blitz und Donner schlug der Zorn des gebannten Christusrichters verheerend auf die Gegend nieder. Da hatte freilich eine löbliche Obriqkeit von Luzern die Pflicht, jede Annäherung an den See, nötigenfalls auch bei Todesstrafe, zu verbieten.

Jetzt glaubt selbst der frömmste Luzerner nicht mehr an den Pilatusspud. Man scheidet gerne die Franken ein, welche die Fremden für die Führung auf den Berg zahlen, hat sogar zwei Wirtschaftshäuser hinauf gebaut, damit sie's ja recht bequem haben, die Schönheit zu genießen, welche unser Herrgott über die weithin sichtbare Gebirgswelt, mit ihren tiefgrünen Seen, zierlich hell und dunkel gemusterten Matten- und Waldteppichen und weißen Schneehäuptern darüber, ausgegossen hat, und die mancherlei seltsamen Naturspiele zu betrachten, welche die Fels- und Klippenwüste des Berges selber darbietet.

Aber mit dem Wettermachen auf dem Pilatus hat es doch seine Wichtigkeit:

Hat er einen Hut,
So wird's gut,
Hat er einen Kragen,
So magst du's wagen,
Hat er einen Regen,
So giebt's Regen.

Er hatte am Morgen wieder einmal den langen Wolkendege gezeigt, und als wir, mit unserer gesprächigen Wirtin das Thalgelände hinfahrend, dem Dorfe uns näherten, da schieden die Wolken, die sich seither breiter und breiter über der Landschaft entfaltet hatten, die ersten Tropfen hinab, und der Kutscher hieb, indes wir die Regenschirme aufspannten, kräftig auf die Schimmel ein, damit wir noch vor dem Ausbruch des drohenden Platzregens an das Wirtschaftshaus gelangen möchten. Kaum befanden wir uns unter Dach, so prasselte es nieder, alle Aussicht benehmend bis auf die glitzernden, abbrechenden und wieder anklappenden Fäden des Regens, die schwebenden Schleier von Wasserdunst dazwischen, das Spritzen und Sprühen auf der hellen Straße und notdürftig noch ein Stück Wiese, das sich im Nebel verlor. Ein paar Donnerschläge rollten nach schwachem Aufblitzen dumpf über den Himmel.

Damit lag die beste Veranlassung vor, an den Nachmittagsstafee zu denken. Unsere Begleiterin führte die Verhandlung mit den Wirtsleuten, welche sie vertraulich begrüßt hatte — wir wußten ja, daß sie aus dem Dorfe stammte.

Wir nahmen persönlichen Anteil an dieser Frau. Sie besaß die Bildung des bürgerlichen Durchschnittes neben Klarem, gesundem Verstande und einer tüchtigen Arbeitskraft, welche den von wechselnden Pensionsgästen verschiedener Art belebten Haushalt tapfer in Ordnung hielt. Durch die Weichheit ihres Wesens blühte, wo es nötig war, jederzeit ein rascher Aufschwung, der den tüchtigen Kern in ihr bezeugte. Sie mochte früher einmal selbst hübsch gewesen sein. In dem Stübchen, welches wir bewohnten, hing ein Ölgemälde: ein frisches junges Ding mit regelmäßigen feinen Zügen, guten braunen Augen und schönem kastanienbraunem Haar — das war ihre Jugend. Jetzt waren die Züge derber, die Farbe minder blühend, die Augen lagen tiefer und hatten einen mehr bewußt frauenhaften Ausdruck, doch die alte Gutmütigkeit und Warmherzigkeit sprach noch aus ihnen.

Sie hatte einen Hünen von Mann, einen blonden urkräftigen Schwaben, welcher als geschickter Kunsttischler ein Atelier leitete und für drei Mann arbeitete. Er kam nur mittags und abends heim. Die Leutchen, welche der Himmel mit Kindern zu segnen vergesen, liebten sich sehr, und es war uns rührend, ihr zuzuhören, wenn sie ihren Joseph in seiner Abwesenheit rühmte, oder ihn zu beobachten, wenn sein Blick aus stahlblauem Auge sie lieblosend wie ein Kind von oben herunter streichelte. Hatte er übrigens eine freie Stunde, so las er, und keineswegs Roman- oder Journalfutter, sondern belehrende Sachen, mit besonderer Vorliebe geographische Schilderungen, denen er mit der Landkarte zur Hand folgte.

Schon mehr als einmal war die Bemerkung gefallen, daß die Frau katholisch, der Mann protestantisch sei, und immer mit einem gewissen Nachdruck, welcher zu bezeugen schien, daß diese Thatfache im Leben der beiden eine Rolle gespielt hatte. Ebenso betonte die Frau die schwäbische, oder vielmehr die „deutsche“ Abkunft des Mannes. Die Religionsverschiedenheit wurde in dem Hause in keiner Weise bemerkt, und wie es schien, war es die gesunde Denkweise des Mannes und das Übergewicht seiner Intelligenz und Energie, welche den Katholizismus der Frau aller schreienden Farben entkleidet hatten, so daß man glauben konnte, sie halte denselben nur unter der Hand noch fest.

Daß in beider Vergangenheit die Mutter der Frau sehr nachdrücklich und unerfreulich eingegriffen, hatte sich im Laufe der Gespräche mannigfach angedeutet. Auch deren Bild hing in unserm Zimmer, eine Photographie. Das Gesicht der alten Väuerin — denn das war sie gewesen — zeigte mit demjenigen der Tochter wenig Ähnlichkeit. Es war von einer großen, gebogenen Nase beherrscht, deren schmale Wurzel zwei matte, halb von den Lidern verdeckte Augen trennte. Die Falten, namentlich um den zahllosen Mund, gaben dem ganzen Anlitze etwas Verkniffenes und Widerwilliges. Die Frau war vor ein paar Jahren im Hause der Tochter gestorben.

Durch die erwähnten Andeutungen, welche ein bemerkenswertes Geschick vermuten ließen, waren wir neugierig gemacht worden, den ganzen Zusammenhang zu erfahren. Unterewegs hatte mir unsere Begleiterin eine Frage danach fast auf die Lippen gelegt und die Beantwortung bereitwillig für die Zeit unsers Verweilens in ihrer Heimat zugesagt.

Nun saßen wir in dem aparten Zimmerchen mit dem schwarzen Wachstafeltopf und dem Glaschrank voll verkäuflicher Schweizer-Andenken, vor uns den „café complet“ mit dem fliegenumsummten Honigsaft landesüblichem Naschgebäck. Draußen slog Blitschein auf, murkte der Donner, klatschte spritzelnd der Regen gegen die Scheiben. —

„Eigentlich hätten Sie erst unser Gut sehen sollen, dann wollte ich Ihnen erzählen; aber es ist jetzt so bequeme Zeit dazu,“ sprach sie, tapfer das schwierige Hochdeutsch festhaltend, aus dem sie so gern in ihr geliebtes „Schweizerdütsch“ fiel, jene seltsame Sprache, die alle Wörter bis zur Unkenntlichkeit verschluckt, welche nicht durch die Möglichkeit, Fisch- oder Gurgeltöne anzubringen, ein vollständiges, freilich höchst rauhaariges Dasein retten.

„Wir waren nichts weniger, als arm. Sie werden nachher sehen, daß unser Gut zu den größten im Dorfe gehörte. Ein paar rechtshaffene Stücke Acker jenseits des Dorfes und der ganze Wiesenstrich, der hinter dem

Hause den Berg hinauf-
klimmt, nebst
einem Wald-
anteil ge-
hörten uns,
und wir
Kinder ver-
lebten län-
gere Zeit eine
fröhliche
Jugend.
Mein Vater
war ein
großer,
starker
Mann, wel-
cher nicht viel
Wesens von
sich machte,
aber Kopf
und Herz auf
dem rechten
Nlecke hatte.

Die Bestel-
lung des Ackers
mit unsern Kühen nahm nicht all-
zubiel Zeit weg, mit dem Heumachen wurden wir auch
rasch genug fertig, denn wir Geschwister halfen, und
wir waren unter sieben, ich das jüngste von allen.

In den freien Stunden ging mein Vater nur selten
in das Wirtshaus: er beschäftigte sich lieber mit uns
Kindern. War schlecht Wetter, so brachte er uns
allerlei bei, worauf der geschickte Mann sich wohl ver-
stand: Schnitzen, Flechten von Korbwaren, Tischler-
und Wagnerarbeit. Was nicht für die Wirtschaft ge-
arbeitet ward, das verkaufte er in der Nachbarschaft
oder in der Stadt, wo er seinen festen Absatz hatte,
und das Geld gab er uns in unsere Sparkassen. Sonn-
tags aber machten wir mit ihm in der schönen Zeit
Spaziergänge. Oft schon Samstag-Abends zogen wir
aus; wenn er müde von der Arbeit heimkehrte, schlief
er eine Stunde, dann mußten wir ihn wecken, und
fort ging es, zumeist die ganze Nacht hindurch, auf
den Pilatus. Unzählige Male sind wir zusammen
droben gewesen, wenn auch nur selten bis zur Spitze,
und das durfte dann meine Mutter nicht wissen, welche
noch an dem alten Aberglauben hing, daß es droben

nicht gebeuer und für die Aufkletternden gefährlich sei.
So lange die Wanderung im dunkeln stattfand, machten
wir Gänsemarsch, der Vater bedächtig vorweg. Im
Tageslicht schritt jedes wie es mochte, nur durfte sich
keines allzuweit entfernen. Das Steigen und Wandern
konnte mein Vater nie satt bekommen.

Unsere Spreisung pflegte auf irgend einer Alm bei
einer Hütte vor sich zu gehen. Wir ließen uns dann
Milch, Brot und Käse geben und wurden alle um ein
paar Rappen satt, und wenn meine Mutter drunten
schalt, so sagte er ihr wohl lachend: er führe uns nur
aus, um zu sparen. Hatten wir gegessen, so erzählte
er uns von der weiten Welt, denn er war einst lange
auf der Wanderschaft gewesen, da er von Haus aus
ein Tischler war, wie mein Joseph, und erst nach der
Rückkehr sich in unser Gut hineingeheiratet hatte. Er
glich auch darin meinem Joseph, daß er gern von
fremden Ländern und Leuten las und Landkarten dazu
studierte.

Ubrigens waren es nicht bloße Spaziergänge, die
wir machten. Selten kamen wir heim, ohne etwas

mitzubrin-
gen, was zu
brauchen
war: wir
sammelten
Blaubeeren,
Erdbeeren,
Himbeeren,
auch Vogel-
beeren und
Wurzelzeug,
aus denen
Getränke ge-
braut wur-
den.

Es war
eine herrliche
Zeit. Wir
kletterten wie
die Gensfen
alle sieben,
sangen,
pffiffen und
krabbelten in
Wald und



Ich weiß noch, daß wir einmal in Gendern wie sieben Engel am Herd kauerten und sangen.

Gestein herum wie Eidechsen, nur mein Vater ging
strack aufrecht und bedächtig an seinem Alpstock und
spähte mit seinem Graukopf, daß unser keines in Ge-
fahr kam oder sich zu weit verlor. Und nicht ein
einziges Mal ist uns auch nur der geringste Unfall
widerfahren bis zu dem einen schrecklichen Tage.

Mein ältester Bruder hieß Franz — ich muß noch
sagen, daß die ersten drei von uns Geschwistern Brüder
waren, die andern vier Schwestern — der Franz also
war ein schmucker Bursche, eben sechszehn Jahre ge-
worden. Er hatte krauses schwarzes Haar wie der
Vater gehabt haben mußte, als er jung war, und ein
frisches, weiß und rotes Gesicht mit zwei braunen
blühenden Augen, von denen das eine zu unserer Ver-
wunderung einen blauen Schmitz zeigte. Der Vater
hatte ihm eine Zither angeschafft, und er spielte schon
recht gut darauf, nahm sie auch mit, wenn wir aus-
zogen, und trug sie dann im Futteral an einem Bande
über der Schulter. Beim Klettern warf er sie auf
den Rücken herum, und nach dem Essen nahm er sie,
wenn wir im Grase lagen und in den Himmel träumten,
heraus und spielte; manchmal wurde wohl au⁴

gesungen, bis alles in Juchzern endigte, die wir um die Wette in die Welt hinausschallen ließen.

Mehr als einmal hatten uns seither Wetter überzogen, obwohl mein Vater ein guter Wetterverständiger war; dem Pilatus ist eben doch nicht ganz zu trauen. Wir waren schon bis auf die Haut naß geworden — dann stürzten wir lachend bis zu einer Hütte, ließen uns ein Feuer machen, hingen unsere Siebensachen zum Trocknen auf und setzten uns mit der notdürftigsten Kleidung dazu, so eng wie möglich beisammen, während der Vater sich ruhig die Kleider auf dem Leibe trocknen ließ. Unsere Sachen rochen dann stets ein paar Tage lang nach Rauch. Ich weiß noch, daß wir einmal in Hemden wie sieben Engel vor dem Herd kauerten und sangen, während der Franz mit seiner Zither auf dem Schoße dazu musizierte.

Aber ein Wetter wie an jenem Schreckenstage habe ich noch nicht wieder erlebt.

Wir waren — eines Sonntags um die Mitte September — zu den Schrofen auf der Alpnacher Seite hingeklettert, um Gnzian zu suchen und auszugraben. Es war ein kalter Tag, und auf dem Pilatus hing Gewölk herum, aus dem mein Vater, wie er sagte, nicht recht klug werden könnte. Es ging bis ungefähr zur Höhe des Gels herunter und verdeckte die Spitze ganz, und so blieb es hängen bis nachmittag gegen vier Uhr. Da begann es sich auszudehnen und tiefer zu senken.

Wir hielten Rast und kauerten auf dem letzten Mattenstreifen umher, und der Vater betrachtete derweilen den Nebel, der sich oben umeinander trieb. Er hatte nicht viel Sorge, denn nicht gar zu weit stand die Hütte eines Alpnachers, bei der wir Mittag gegessen hatten. Da fing ein dumpfes Gemurr in den Wolken an und schob sich weit am Berge hin.

„Kommt, es wird Zeit, daß wir zu dem Semner hinabsteigen,“ sagte mein Vater. „Das wird ein böses Wetter. Wo ist denn der Franz?“

„Der ist da um die Ecke gegangen,“ hieß es.

„Franzi!“

„Ich komme gleich!“ Ich hab’ da noch Alprosenkraut über mir mit Blüten dran.“

Um diese Zeit war das sehr selten noch blühend zu finden und wir neideten ihm den Fund. Wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, so hätte Franz das Pflüden auch lassen müssen. Aber der Pub war gewöhnt, daß er schon eigenen Willen hatte, und als der Vater hinüberrief, er solle sich nichts mit den Alpenrosen zu thun machen, sondern kommen, des Gewitters wegen, da gab er zur Antwort:

„Mir geschieht nichts in den fünf Minuten, die ich noch brauch.“

„Geht zur Hütte hinab,“ sagte mein Vater, und wir verwunderten uns, daß er heftig sprach, was gegen seine Art war. Um die Wette suchten wir hinabzukommen, ohne darauf zu achten, wie das Gewölk sich rasend schnell ausarbeitete, bis plötzlich über uns ein furchtbarer Schlag erscholl, der sich knatternd fortsetzte.

Da blickten wir auf.

In diesem Augenblick gab es in der Luft droben ein Geräusch, wie wenn alle Waffen im Luzerner Zeughaus durcheinander geworfen würden, da packte uns die Angst und wir liefen so rasch wir konnten der Hütte zu.

Ich weiß noch heute nicht, wie ich hineingekommen bin, mir ist’s, als ob mich mein zweiter Bruder genommen und getragen hätte. Aber ich fühle noch heute, wie harte Schläge auf meinen Leib niedergingen — es

waren vielmehr Stöße, und um uns frachte, prasselte, schmetterte es. Und als ich weinend in der Hütte saß, da hörte ich einen Lärm, wie wenn man die Hütte von oben und von zwei Seiten mit Kartätschen beschöffe —

Krach! plötzlich zersplitterte seitwärts eine Fensterscheibe — noch eine, alle miteinander, und herein flogen — Hühnerier! Glauben Sie, nicht kleiner waren die weißen Dinger. Der Semner schmalzte mit der Zunge und zog ein verzweifertes Gesicht, dann nahm er eines der Hühnerier und besah es sich topfschüttelnd, und endlich warf er es in meine Nähe. Schüchtern griff ich danach und ließ es erschrocken fallen; es war pures schneeweißes Eis!

Man muß dergleichen erlebt haben, um es zu glauben. Mir sind die Fenster später zweimal vom Schauer zerschlagen worden, doch solche Stücke habe ich nie mehr gesehen. Und Gott behüte alles Land davon!

Dazu donnerte und blinkte es — das da draußen ist ein Kinderspiel von Wetter dagegen.

„Gott bewahre: wo ist der Vater und der Franz?“

Ich weiß nicht, wer von uns die Frage aufwarf, aber wir brachen gleichzeitig in ein Jammern aus, am kläglichsten natürlich wir Mädchen, bis der Semner zuletzt rief, wir möchten Ruhe geben, sie würden schon einen Unterschlupf gefunden haben und nicht so dumm gewesen sein, sich mitten im Schauer hinzustellen.

Nach fünf Minuten etwa hörten die Schläge auf, nur noch ein mächtiger Regen rauschte und platschte auf die Hütte, und das Dach mußte nicht ganz fest sein, denn an ein paar Stellen kam es als langes plätschern-des Gerinsel zu uns nieder. Vielleicht auch hatte der Schauer da und dort die Schindeln durchgeschlagen. Wir aber hatten die Aufgabe, geduldig auszuhalten, ich meine eine halbe Stunde lang — da ließ der Regen nach, und der Semner öffnete die Thür.

Wir drängten uns hinter ihm in die Nässe: bis weit hinab, wo der Wald anfang, war das Gras wie niedergedroschen und lagen die weißen Eisküde, vereinzelt oder zu ganzen Haufen. Fein, aber eiskalt fiel der Regen und pridelte die Haut wie mit Nadelspitzen. Vom Vater und Franz war nichts zu sehen.

„Vauer!“ schrie der Semner hinauf, „seid ihr droben?“

Keine Antwort.

Wir sangen aufs neue an zu weinen, und der Mann tröstete uns endlich und versprach, wenn wir uns in der Hütte ruhig verhalten wollten, hinaufzusteigen und nach den beiden zu sehen.

Es wollte uns viele Stunden dünken, daß wir warteten. Der Regen hörte allmählich ganz auf, und über der Stadt und dem See lag wieder Sonnenschein, als mein zweiter Bruder die Thür öffnete und uns hinaussehen ließ. Er ging vor die Hütte und bis zur Ecke — da schrie er:

„Maria Joseph, dort bringen sie den Franz ge-tragen!“

„Wer denn?“ fragten wir angstvoll.

„Der Vater und der Semner.“

Sie brachten ihn wirklich getragen, und er war tot. Ich hatte schon manchen Toten gesehen, denn es ist hier Sitte im Dorfe, daß man die aufgebahrten Toten besucht und mit Weihwasser besprengt und für sie vor der Bahrstatt betet. Da drängt sich wohl auch ein Kind hinein. Aber das war mir immer gewesen, als träte ich vor geheimnisvolle Puppen, welche den Lebenden, die ich gekannt, aus Wachs nachgebildet waren. Das Entsetzen vor dem Armen gestürzten Franz, dem das helle Blut auf der Oberlippe lag, war das erste

volle Gefühl von dem Wirken des Todes, das ich empfand.

Ich will unsern Jammer nicht weiter beschreiben. Der Franz hatte noch auf einer Klippe gehangen, an einer steilen Stelle, als die Eisstücke auf ihn niederschlugen — da war kein Netzen gewesen. Vielleicht hätte ihn eines der Stücke auf den Kopf geschlagen und betäubt, es ist mir, als ob der Vater nachher dergleichen erzählt hätte. Der Arme war gestürzt, und der Vater hatte das mit angesehen. Unbekümmert um den Schauer war er hinunter gestiegen — er kühlte noch tagelang die Beulen auf dem Kopf mit Wasser. Jetzt freilich dachte er nicht an die Beulen.

Sie legten den Franz auf Hen, welches der Senner vom Boden herabwarf, und der Vater zog die Jacke aus und deckte sie dem Armen über das Gesicht — dabei kam er an den Fithertasten und es klang da drinnen, was mir schauerlich war, wie Gespensterweisen. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, stützte die Arme auf die Knie und das Gesicht in die Hände — ich sehe ihn noch in

den weißen Hemdärmeln und dem grauen Krauskopf vor mir — den Hut hatte er nicht mit zurückgebracht, der Schauer hatte ihn wohl verschlagen.

Der Senner machte sich nebenan zu schaffen und störte ihn nicht, wir kauerten still vor uns hinschluchzend, in den Ecken und starren auf den stummen Vater und die Verbillung, unter welcher der Franz lag.

Endlich kam der Senner herein.

„Bauer,“ sagte er, „wollen wir ihn nicht hinuntertragen, daß es nachher nicht zu dunkel wird? Ich hätt' gerade eine Trage hier.“

Mein Vater schaute auf und nickte; sein Gesicht war fahl und verwildert und er zuckte mit allen Falten um die finstern Augen. Dann schweifte sein Blick über uns hin und er sagte rau und kummervoll:

„Nun ist er tot, der arme Franz und macht nimmer Müßi.“

Und dabei quollen zwei schwere Thränen aus seinen Augen, die er mit dem Hemdärmel abwischte. Für uns aber gab dies Anlaß, daß wir vereint wieder in Schreien und Schluchzen ausbrachen.

Sie luden den Franz auf und trugen — der Senner vorn, der Vater in Hemdärmeln hinten — die Bahre ein paar Stunden weit. Nur zwei oder dreimal gab es eine kurze traurige Rast. Ich weiß noch, daß ich trotz

meiner Betrübniß von den Eiseiern in der Schürze sammelte und sie dann, wenn die Last zu schwer wurde, wieder fallen ließ.

Im Dorfe forderten Begegnende Ausruf, und wir bekamen ein größeres Leichengefolge. Vor unserer Haustreppe hielt mein Vater an und wischte sich, die Bahre mit dem gebogenen Knie haltend, unter schwerem Achzen den Schweiß von der Stirn. Und droben bei der Thür kam uns die Mutter entgegen.

„Mutter, der Franz hat einen schlimmen Fall gethan,“ sagte mein Vater. Da schrie sie auf: „Jesus, Maria Joseph, er ist tot. Und du bist schuld daran mit deinem vermaldeiten Berglaufen, du hast ihn gemordet!“

Damals trat ich vor und sagte:

„Nein, Mutter, er ist allein davongegangen und wollte Alpenrosen pflücken, und da hat ihn das Wetter erschlagen. Der Vater hat gewiß nichts dafür gekonnt.“

Mein Vater weinte laut und hob mich auf und küßte mich, daß es mir weh that. Ihn aber mochte es wohl thun, daß ich für ihn sprach.

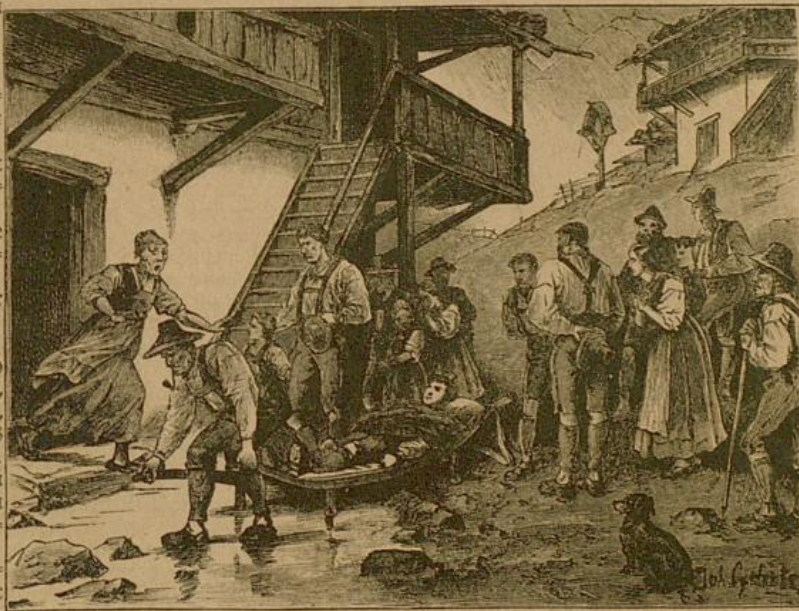
Mit diesem Unglückstage fing eine greuliche Zeit in unserm Hause an, die bis zu des Vaters Tode dauerte. Die Mutter aber so wußt wie jetzt war sie nie gewesen.

Manchmal will es mich bedünken, als habe es sie all' die Zeit hart gewürmt, daß wir den

Vater so viel

lieber hätten als sie, und als wäre ihr des Franz Tod wie eine rechte Gelegenheit gekommen, uns und ihn das fühlen zu lassen. Wenn wir zusammen den Franz wirklich tot geschlagen hätten, so hätte sie uns nicht viel schlechter darum behandeln können als sie es fortan that.

Allein es kam doch noch schlimmer. Eine schwere Krankheit, ich glaube Typhus, fiel in das Haus, und an der starben auch meine andern Brüder. Nun faßte die Mutter einen wahren Haß gegen uns alle. Sie sagte dem Vater bei jeder Gelegenheit, auch von dem Tode der andern Brüder sei er die Ursache, denn ihr Tod sei eine Strafe Gottes dafür, daß er den des Franz verschuldet. Der Vater verteidigte sich nie, daß wir etwas gehört hätten; wenn meine Mutter ihren schlimmen Tag hatte — was immer geschah, so oft sie einen Arger gehabt oder gewisse Gebete gelesen hatte, die ihre Gedanken auf ihr Unglück lenkten, so ging er ihr aus dem Wege. Uns nahm er nie mehr mit



„Mutter, der Franz hat einen schlimmen Fall gethan,“ sagte mein Vater.

sich, und ich muß sagen, wir selber fühlten plötzlich nicht das geringste Verlangen mehr nach den einstigen Wanderungen. Aber er beschäftigte sich überhaupt nicht ferner wie sonst mit uns, sei es, weil nur wir Mädchen noch übrig waren, sei es, daß die Ubriggebliebenen ihn zu schmerzlich an das Verlorene erinnerten. Er war viel stiller geworden und der Sonnenschein war für immer aus seinem Gesicht verschwunden, mit dem er sonst wohl unserm vergnügten Wesen zusehen hatte. Es fraß ein Wurm an seinem Herzen, daß er je länger desto mehr und rascher verfiel. Endlich mußte er sich zu Bett legen, und er that es, um nicht wieder aufzustehen. Und so verbittert und vergallt war meine Mutter, daß sie selbst dem Kranken keine Nachsicht und keinen Frieden vergönnte.

Ich sah einmal still hinter dem Kachelofen und rührte mich nicht und betete, ohne daß mir's jemand geheißen hätte, ein Vatermörder um das andere für den Vater, denn ich weiß noch, daß ich ihn mit aller Macht gesund zu beten mir vorgenommen. Da kam meine Mutter in die Stube und bald darauf hörte ich den Vater im Ofen stöhnen.

„G'schieh dir schon recht,“ sagte meiner Mutter Stimme.

„Wirst bald Ruhe vor mir haben,“ war die Antwort. „Was thust nachher mit dem Gift?“

„Auf dein Grab th' ichs,“ sprach sie erboßt, ging hinaus und schlug die Thür hart hinter sich zu.

Da seufzte mein Vater schwer auf. „Himmel Herrgott, mach' ein End!“ hörte ich ihn murmeln, und ganz still schlug ich meine Schürze vor das Gesicht und biß die Zähne zusammen und ließ Thränen auf Thränen laufen, ohne zu musen.

Morgens, als wir aus den Betten stiegen, war er tot. Nach dem Begräbniß kam ein sonderbares Wesen über meine Mutter. Während sie sich früher, wie ich schon sagte, fast gar nicht mit uns befaßt hatte, fing sie jetzt an, uns vier Mädchen zu erziehen, freilich auf ihre Art. Sie war von jeher geneigt zur Frömmigkeit, ging allsonntäglich in die Kirche und las gern Gebete. In unserm Hause wurde immer viel Weihwasser gebraucht und sich bekreuzigt und gebetet; jeden Mittag und Abend ging es am Tische wie in einer Judenschule her, bevor dem Pöffel sein Teil wurde, und jedes von uns Kindern hatte das Bild seines Schutzpatrons über dem Bette hängen. Das war aber noch nichts Außerordentliches, denn die Bauern auf dem Lande sind alle mehr oder weniger fromm auf diese Art, und es war uns nie aufgefallen, daß wir darin etwa mehr als die andern gethan hätten. Nun aber, seit mein Vater tot war, wurde uns alles von Büchern genommen, was er uns geschenkt oder zurückgelassen hatte, außer die Gebetbücher, und alle Abende und auch tagsüber, wenn wir nicht Arbeit hatten, mußten wir uns zu ihr setzen und mit ihr Gebete lesen. Es war, als hätte die Mutter keine Ruh, wenn sie nicht das samtenne Büchli in der Hand hielt, das schon ganz abgegriffen war.

Dabei sagte sie wohl: Der Vater wäre nicht fromm gewesen, sondern aus Deutschland, wo er lange sich aufgehalten, als halber Heide wiedergekommen, und das wär' ihrer Meinung nach die Ursach von alle dem Unglück, wie denn auch der Pfarrer der Ansicht sei. Es jammerte sie um seine arme Seele und um die Seele des Franz, der auf einmal ohne Absolution dahingefahren wäre. Immer von neuem kam sie auf dieses Thema, und immer fester prägte sie uns die Notwendigkeit ein, daß wir nicht nachließen, für des Vaters

Seele zu beten. Nun war es richtig — an meinem Vater hätten wir nichts Geistliches bemerkt außer daß er schwieg und still hielt, wenn in seiner Gegenwart die Frömmigkeit gepflegt ward. Das erwogen wir, und die Mutter sahien Recht zu haben. In der gemeinsamen Sorge um das Seelenheil des Vaters verlor sich der Groll, den ich gegen die Mutter gefaßt. Wir fanden es ganz in der Ordnung, als wir erfuhren, daß sie alles bare Geld, welches sie besaßen, dem Pfarrer gegeben, damit er Messen für den Vater und den Franz lese, und der Pfarrer hatte in uns bald die eifrigsten Kirchgängerinnen. Meine älteste Schwester Maria ging auch endlich unter die Ursulinerinnen und ist im Kloster gestorben.

Einen besondern Haß hegte meine Mutter gegen die Deutschen. Sie waren ihrer Meinung nach durchweg lutherische Ketzer, und sie schilderte uns ihre Verworfenheit und Schlechtigkeit so überzeugt, daß ich, trotzdem mein Joseph ein Deutscher ist, noch heute jeden zuerst mit einer Art Furcht und Abneigung betrachte, wenn ich höre, er stammt aus dem Reich.

Ja, Sie lächeln, und Sie haben wohl Ursache dazu. Aber Sie glauben nicht, welche verkehrte Vorstellungen man in einem Kinde erziehen kann, wenn man es mit Mauern umschließt, daß es die Dinge nicht selber sieht, sondern sie nur so gemalt bekommt, wie es sie glauben soll. Ich verstehe es gar wohl, warum die Bauern in stark katholischen Gegenden gar so schwer vernünftig zu machen sind.

Ich war eine Zeit lang von den Geschwistern die allerfrömmste, bis ich in die erwachsenen Jahre trat. Da kam das Tanzen und die Vuben und die Lebenslust — ich soll ja damals ein hübsches Mädchen gewesen sein — — ach was, wenn ich auch einmal rot werde! Ich habe es den Leuten angesehen, mit denen ich die nächste Zeit zusammen war, daß sie mich hübsch fanden, und es ist eine dumme Fiererei, wenn eine thut, als hätt' sie keine Freude daran, daß Gott sie hübsch geschaffen hat. Die Vuben im Dorfe blieben mir freilich gleichgültig, und ich hatte kein größeres Verlangen, als in die Stadt zu einer vornehmen Herrschaft zu kommen, seitdem eine Freundin in modischem Anzug mit Federhut zu Besuch bei uns vorgesprochen, die nach Luzern gegangen und Bonne geworden war.

Ich weiß nicht, ob meine Mutter mich so leicht fortgelassen haben würde, wenn da nicht ein besonderer Grund für sie gekommen wäre.

Der Pfarrer im Dorfe — nicht der jetsige — war ein starkleibiger Herr, mit einem fetten Gesicht und einer sehr starken Glaze, weshalb er beständig ein Sauntkappchen trug; auf seiner Nasenspitze aber saß es wie ein roter Knopf, und ich erinnere mich, daß ich beinahe laut gelacht habe, als er in der ersten Kinderlehre das Kappchen abnahm, um den Schweiß von der Glaze zu trocknen, so komisch wirkten die Kahlheit und der rote Knopf zusammen. Für gewöhnlich war er mir durchaus nicht lächerlich, vielmehr fürchtete ich mich vor ihm, denn er hatte zwei grelle und häßliche Augen, wie die einer bösen Katze. Schon seit er zu uns in das Haus kam, was allmählich immer häufiger geschah, und noch mehr in Kinderlehre und Beichte fühlte ich den Zwiespalt zwischen meiner Verehrung vor seiner Amtswürde und dem Widerwillen gegen seine Person. Er galt auch im Dorfe als geizig und habfüchtig und proffessierte gern, und er betrieb die Ausübung seiner Amtspflichten als Handwerk, außer wo er für geistlichen Eifer auf Vorteile rechnen durfte. Ich habe das freilich erst später recht eingesehen.

In der Pfarre wohnte außer ihm nur eine Haus-
hälterin, eine schlaue Person, die eine gefährdete Zunge
besaß und Wabi oder eigentlich Walpurgis hieß, dazu
ein Knecht, von dem man munkelte, er sei des Pfarrers
Sohn. Die Pfarrwabi kam eines Tags, da wir gerade
keinen Knecht hatten, zu meiner Mutter und trug ihr
an, der Pfarrflorian solle die Arbeit für uns mit thun.
Meiner Mutter war das schon recht, uns Mädchen
jedoch sehr wenig, denn der Florian hatte eine dumme
Art, sich wie ein Bauerssohn aufzupspielen, es fehlte
ihm auch nicht an Geld dazu, und doch kam er bei
niemand mit der Manier recht an und hatte es nur
seiner schweren Faust und seinem Zähorn zu danken,
dass man ihn ungehobelt ließ und ihm lieber aus dem
Wege ging. Übrigens war er ein ganz sauberer Bursch,
der im Gesicht gar nicht an den Pfarrer erinnerte, bis
auf die Augen, die ganz so kagengelbgrau mit einem
kleinen schwarzen Punkt darin waren, wie die Augen
des Pfarrers. Ich war etwa zwölf Jahr alt, als er,
niemand wusste woher, auf der Pfarre erschien, und
fühle noch, wie ich mich entsetzte,

als unter den Schullindern zuerst
das eine zu behaupten wagte: der
Florian sei der Sohn vom Herrn
Pfarrer, und dann wieder, als sie
den Abitoni mit blutigem Kopfe
nach Hause führten, den größten
Raufbold des Dorfes — hier, aus
derselben Schenke, in der wir sitzen
— und als es hieß, der Pfarr-
florian habe ihn so zugerichtet, weil
er ihn hätte von einem Tische
stoßen wollen, an dem lauter Bauer-
burschen gesessen.

Kurzum, der Florian bestellte
unsere Acker, der Florian kam zu
uns heuen — wir mußten mit ihm
zusammen auf der Wiese arbeiten,
mit ihm hin- und herreden, die
Wabi aber besuchte die Mutter
und that heilig und gottfelig und
nahm dafür große Stücke Lein-
wand und ganze Säcke voll Erdäpfel
und gebadenes Obst und Mehl mit
in die Pfarre hinunter, „damit
sie den Herrn Pfarrer zu fleißigem
Beten für das Heil des Vaters und
des Franzl anhalte,“ wie meine
Mutter auf unsere Vorstellungen
erwiderte.

Der Florian aber that etwas
anderes: er verliebte sich in mich.

An einem schwülen Tage — ich war vor kurzem sechs-
zehn Jahre alt geworden — hatten wir des Nachmittags
Heu gewendet, ich, der Florian und meine Schwester
Crescenz. Der Florian war auf den Hof hinunter-
gegangen, um einen Nachmittagskaffee zu holen, wir
zwei Mädchen waren müde und suchten Schatten bei
einem Heustall, der droben wohl noch steht. Die Cres-
cenz kroch auf das Heu, das wir schon eingethan hatten,
ich legte mich draußen unter zwei Rossbirnenbäume,
die beieinander wuchsen.

Im Schlafe fühle ich, daß mir etwas so über das
Gesicht geht und schlägt danach. Mit einem Male
drückt's mich weich auf den Mund, und als ich er-
schrocken die Augen aufschlage, sehe ich das Gesicht von
Florian dicht über dem meinen.

„Bist du verrückt geworden?“ sage ich, und da hat

er auch schon einen Schlag in das Gesicht, daß ich
selber erschrak, indem ich plötzlich an seinen Zähorn
dachte. Aber er hielt sich lachend die Backe und sprach
bloß halblaut:

„Kreuz Herrgott, Anna, das war zu stark!“

„Soll's auch,“ gebe ich zur Antwort, und als er
sein Gesicht mit dem Schnurrbart unter der trummern
Nase wieder herunterbiegt und ich die grauen spitzen
Augen dicht über mir sehe, schreie ich laut: „Genzi!“
und fahre auf, daß ich ihn an den Kopf stoße und
mich dazu. Da faßt er mich um und drückt mich an
sich und jagt:

„Schrei nur, meine Frau mußst du doch werden.“

„Na,“ ruft die Crescenz, „seit wann ist denn das
Mode?“

„Seit Adam und Eva,“ sagt er.

„Die Eva hatte keine Auswahl, du Narr, aber heut-
zutage ist das anders und die Anna bekommt wohl
noch was Besseres. — Oder hast du etwa Begehr nach
dem Knecht?“ fragte sie zu mir hin.

„Ich bin kein Knecht,“ ruft er.

„So? Was dann? Wir können
nur einen Knecht brauchen, und
wenn du der nicht sein willst, so
sag's der Mutter.“

Die Crescenz hatte ein gutes
Mundwerk, und sie wechselte zeh-
nmal spitze Reden mit dem Florian,
ehe ich, so heiß und zornig ich war,
zu Worte kam.

„Bist du ihrer Meinung?“ fragte
er endlich zu mir hin.

„Ja,“ antwortete ich, „und wenn
du dir das noch einmal einfallen
lässest, nachher bist du oder ich
vom Hofe.“

Er sah finster vor sich hin, und
dann wieder zu mir herüber, und
dazu sprach er:

„Bestime dich, ich kann warten.
Ich werde ein Bauer, darauf ver-
laß dich!“

Die Crescenz lachte laut auf —
er ist's aber doch geworden, und
auf eine Art, die wir uns am we-
nigsten hätten träumen lassen.

Zu Hause erzählte die Crescenz
unserer Mutter davon und meinte,
es wäre wohl am besten, den un-
verschämten Burschen mit einem
ordentlichen Knecht zu vertauschen.

Aber die Mutter war zu unserm Erstaunen da-
gegen: sie wolle sich nicht mit der Pfarrwabi er-
zählen, und mit dem Pfarrer auch nicht — man
wisse doch nicht, was an dem Gerede wegen der Her-
kunft des Florian sei. Democh ging ihr die Sache
im Kopfe herum, und endlich war sie es selber, welche
es aussprach: am besten wär's, ich käme ein paar
Jahre fort. Ich griff mit Freuden zu, und meine
Freundin verschaffte mir eine Stelle als Bome bei
einem alten General, der noch kleine Kinder hatte und
bei Luzern begütert war, aber meist in der Stadt selber
wohnte.

Kurz ehe ich fortging, verkündete der Pfarrer eines
Sonntags in der Kirche: es würden zwei Jesuiten
kommen und eine Mission abhalten. Den einen habe
ich noch predigen hören: er war so dick, daß er gerade
die Kanzel füllte und sich darin herumdrehte wie ein



Aber er hielt sich lachend die Backe und sprach bloß halblaut: „Kreuz Herrgott, Anna, das war zu stark!“

Stoßen in einem Flaschenhalse, und er hatte immer ein rotseidenes Taschentuch bei der Hand, mit dem er sich den Schweiß abtrocknete. Er predigte von der Hölle und den Höllenstrafen und machte eine schreckliche Vorstellung vom Fegefeuer und den Schmerzen und Gestöhn darin und zählte auf, weshalb einer darin zu büßen habe. Als er von denen sprach, die mit Kezerei angesteckt seien, und von den ohne den Trost der Sakramente Gestorbenen, da hörte ich meine Mutter jämmerlich stöhnen. Sie wollte nachher durchaus, ich sollte die ganzen Missionspredigten mit anhören, aber das ging nicht, wenn ich zu rechter Zeit meine Stelle antreten wollte. Andern Morgens fuhr ich in die Stadt, aus dem Wirtshause hier hatten sie das Pferd dazu gegeben.

Als ich mit dem Wagen vor dem Dorfe war, da stand der Florian und wartete. Ich sagte dem Knecht er solle rasch zufahren, aber der Florian fiel dem Pferde in den Bügel schrie den Knecht an, daß er halten solle, und kam zu mir auf die Seite.

„Du fährst wegen meiner fort, gesteh's,“ sprach er und war kirschbraun im Gesicht.

„Ich thu, was ich mag,“ gab ich zur Antwort und stellte mich trotzig, obichon mir das Herz pochte. „Deinetwegen brauchste ich nicht in die Stadt zu gehen.“

Er lachte giftig auf.

„Das reut dich!“ rief er. „Aber es soll nicht das letzte Mal sein, daß ich dich frage. So leicht schlage ich mir nicht aus dem Kopfe, was ich einmal will. Behüt' dich Gott bis dahin! Jetzt wirst du auch eine Dienstperson und hast keine Ursache, einen Knecht zu verachten.“

Er ließ die Hände vom Wagen, und wir konnten weiterfahren. Eine Weile lag mir noch der Verdruß in den Gliedern, dann lachte ich über den Narren und vergaß in meiner Stellung beinahe ihn mitamt dem Dorfe. Denn ich hatte es sehr gut, der General hielt mich fast wie eine Tochter und trieb gern seinen Scherz mit mir, und seine junge Frau, eine Zürcherin, brachte mir sogar etwas Französisch bei, weil sie für den Winter an den Genfersee gehen wollten. Das geschah denn auch, und wir bewohnten dort eine hübsche Villa bei Lausanne.

Dorthin schrieb mir meine Schwester Crescenz, es sei bei der Mutter nicht zum Anshalten, seit die Jesuiten im Dorfe gewesen wären. Sie habe nichts anderes im Kopfe als beten, aber es gälten nun keine Heiligen mehr bei ihr, sondern nur das allerheiligste Herz Jesu, von dem der dicke Jesuit zuletzt gepredigt hätte, und die Mutter Gottes zu Einsiedeln, die der Pfarrer herausgestrichen, nachdem die Jesuiten fort gewesen. Dazu läge fortwährend die Pfarrwabi im Hause und werde traktiert, wie wenn sie die Mutter Gottes selber wäre; sie halte mit der Mutter geistliche Übungen ab, die der Pfarrer für die beiden angebe, und mache sie immer geistlicher — es fehle nur noch, daß sie in ein Kloster ginge, wie die Maria, und Nonne würde. Die Beate, unsere andere Schwester, sei auch schon in Dienst gegangen, und sie selber wolle einen Wirt aus Schwyz heiraten, der ihr soweit gefalle und ein gutes Auskommen habe — vielleicht hätte sie doch noch gewartet, wenn es ihr nicht verleiße, das Wesen daheim länger mitanzusehen. In der Wirtschaft gälte ja auch nur der Florian, der hantiere, als ob er Herr im Hause wäre, und wenn man der Mutter etwas darüber sage, so schelte sie: Mannsleute verständen das Wirtschaften besser als unsereins, und wenn einer tüchtig sei wie der Florian,

solle man ihn treiben lassen und nicht um alles die Nase ziehen.

Herrgott — als ich das las, kam mir gar der Verdacht, der Florian spekuliere etwa darauf, meine Mutter zu heiraten, ob sie schon damals in den Fünfzigern war. Dann bedachte ich aber wieder, was er mir gesagt hatte: er wolle noch einmal bei mir auftragen, und beruhigte mich.

Indessen wurde bei der Villa ein Gartenhaus eingerichtet, das etwas Besonderes vorstellen sollte. An die Decke und Wände kam gezeichnetes Holzstäfelwerk, und damit hatte jemand zu thun, den ich täglich sah, wenn ich mit den Kindern gegen das Frühjahr hin im Garten spazieren ging, jemand, mit dem ich auch anfang zu sprechen und der mir ausnehmend gefiel — Sie merken schon, daß ich den Joseph meine. Er war noch nicht so schwer wie jetzt, wohl aber ein großer, kräftiger, auch hübscher Bursche, blond und krausköpfig und nur etwas ernster, als ich gewünscht hätte. Er arbeitete, daß die Späne flogen; mich aber ärgerte es, daß er mir gleichsam auch nur Späne hinwarf, wenn ich in der Thür stand und mit ihm schwätzen wollte, und daß er selten nur mit seinen trozigen blauen Augen dazu aufschah. Daß er fleißig und tüchtig war, mußte ein Blinder merken, daß er ein guter Mensch war, fühlte ich eben, wenn ich in seine Augen sah — glauben Sie, an den Augen kam man's jedem anmerken, weß Geistes Kind er ist.

Aber ich schwäche zu viel — mit einem Wort, ich verliebte mich in den Joseph, und es war mein Gram, daß ich nichts davon gewahr wurde, wie er von mir dachte. Ich ging damals noch in luzernerischer Tracht — der weißen Chemisette, braunem Nieder mit Silberkette, Faltenrock und Fürtuch, und ich bildete mir plötzlich ein, ich möchte ihm darin zu häuerisch vorkommen, weil er etwas Feineres an sich hatte. So kaufte ich mir heimlich ein städtisches Kleid — damals war Schottisch Mode — eine schwarzseidene Paischürze mit Spitzen daran und einen dunkelgrünen Amazonenhut mit Feder. Eines Morgens probierte ich alles an und ging zuerst zu Generals hinein, um diese zu überraschen, stolz wie eine Gräfin, denn ich kam mir vor dem Spiegel ausnehmend fein vor.

„Herr Gott Sakrament, wie siehst du aus, Mädel,“ sagte der General halb erschrocken, halb ärgerlich. „Ist der Teufel in dich gefahren, daß du dich mit Gewalt verschimpfst?“

„Ja, läßt denn die Kleidung nicht viel besser, als die luzernerische Tracht, Herr General?“ antwortete ich, und mir ward zu Mute, als müßte ich weinen.

„Gott bewahre, du Näreli,“ ruft er. „Zehnumal sauberer bist du vorher gewesen.“

„So? Warum trägt denn Madame nicht einen luzernerischen Staat?“ meine ich schnippisch.

Da lacht er zu ihr hinüber und zwinkt mit den Augen:

„Weil sie zu mager dazu ist.“

Ich mach', daß ich hinauskomme. Der Joseph wird schon anders denken, tröste ich mich und sprang in den Garten hinunter. Ich höre ihn im Gartenhause arbeiten, gehe an die Thür und huste ein wenig. Da dreht er sich herum, sieht mich und läßt Nichtsheit und Schnitzmesser fallen.

„Was machen Sie für eine Maskerade, Anna?“ spricht er. „So wollen Sie doch nicht immer gehen?“

„Und weshalb nicht?“ rufe ich, mit Thränen kämpfend.

„Weil Sie mir so nicht halb so gut gefallen, wie in Ihren luzernerischen Kleidern.“

„Wie habe ich Ihnen denn darin gefallen?“

Da steht er auf, klopf die Späne vom Schurzfell und kommt auf mich zu. So sieht er mir eine Weile mit seinen guten, festen blauen Augen ins Gesicht, und ich fange inzwischen wirklich noch an zu weinen darum, daß mir meine Freude verdorben worden war. Aber kaum, daß ich so aufschluckze, nimmt er mich wie ein Kind in die Höhe, hält mich in einem Arm und küßt mich herzlich.

„So hast du mir gefallen,“ brummt er. „Und wie denkst du über mich?“

„So!“ sage ich und biege mich, lachend und weinend in einem Atem, zu ihm hinüber und küsse ihn, und ehe ich mich's versehe, fliege ich einen Fuß hoch in die Luft: „Zuch, meinerhalben kann's Hochzeit geben, du liebes Herzli; solch eine Fliege werde ich wohl noch satt machen können!“

„Alle Teufel!“ ruft's drüben — das ist der General, der vom Fenster her zugehoben hat. „Drau, komm einmal zu mir, der sackermentsche Schreiner da unten küßt sich mit der Nuna. Nun weiß ich auch, warum das Märli die verdrehte Idee wegen dem Anzug hatte.“

„Ja wohl, Herr General,“ lacht Joseph hinüber, „vor der Brut kommt allemal die Mauer. Die Kleine hier mach' ich Ihnen abipenstig und wenn's wider das gebote Gebot ist.“

„Komm einmal zu mir herauf, mein Sohn!“ heißt es drüben.

„Hast du wirklich den Anzug meinetwegen an?“ fragt mich der Joseph im Gehen.

Ich gesteh's ihm, und er sagt: „Dann sollst du ihn auch abtragen und mir drin gefallen; nachher gehst du aber wieder luzernerisch.“ Ich hab's ihm dann doch abgeschmeichelt, daß ich mich nädtisch weiter tragen dürfte. Ich begreiß jetzt wohl, was ich damals noch nicht begriff, daß solch eine Tracht für ein Mädchen hübsch läßt; aber für eine Frau hätte ich mich doch genirt, in ihr zu gehen, und ich glaube, sie wäre auch dem Joseph am Ende nicht recht gewesen.

Der General hat oben meinen Schatz gefragt, ob er gewiß ehrliche Absichten habe und wie es um seine Aussichten stände, und da ihm Joseph gefiel, hat er ihm zugeredet, nach Luzern zu gehen, er kenne einen Kunstschreiner, der ihn besser bezahlen würde, bei dem könne er die Kundschaft kennen lernen und sich endlich selbständig machen. Joseph erzählte mir das nachher, meinte aber: zum Selbständigwerden gehöre Geld, und Vermögen habe er leider keines.

„Aber ich!“ sagte ich stolz und vergnügt. „Hast du mit ein paar Tausend genug?“

Er sah mich ganz verdutzt an.

„Was? Du hast Geld, kleine Hexe?“

„Ich bin eine Bauerntochter, und unser Gut wird einmal auf vier Mädchen verteilt. Vielleicht daß die Mutter früher etwas für uns aufnimmt.“

Nun war er glücklich, und wir machten Pläne zusammen, wie das so geht. Er war ganz verwandelt und plauderte und scherzte, daß ich ihn kaum wieder erkannte — aber es war mir doch fast lieber, als er väter in sein ernstes Wesen zurückfiel.

Eines Mittags saßen wir vor dem Gartenhause, und da frage ich ihn: „Du sagst mir gar nicht, wo du eigentlich her bist und was deine Eltern sind?“

„Das ist bald gesagt,“ meint er. „Eltern habe ich keine, denn sie sind beide tot, und ich stamme aus Eßlingen.“

„Eßlingen? Wo liegt denn das, in welchem Kanton?“

„In gar keinem Kanton, sondern in Schwaben.“

„Jesus Maria,“ rufe ich entsetzt, „du bist doch nicht — etwa ein Deutscher?“

„Sicher bin ich ein Deutscher.“

„Und vielleicht gar ein lutherischer Ketzer?“

„Ganz und gar ein lutherischer Ketzer. Kein Heiliger giebt einen Kreuzer für meine arme Seele.“

Ich starre ihn an und werde totenbläß. Sie können denken, wie mir jetzt zu Mute war. Ich armes Geschöpf fange an zu schluchzen, und als er mich erschrocken umfaßt und fragt, was mir denn plötzlich fehle — da reiße ich mich von ihm los, springe auf und laufe davon.

Ich war ja nicht mehr die Betchweser wie einmal daheim, aber die Angst und den Schauer vor Deutschen und Ketzern hatte ich doch noch in mir stecken, und nun brach das wie eine Krankheit aus — der Mann, den ich über alles lieb hatte, mußte gar beides auf einmal sein! Ich flog zu meiner Kammer hinauf, warf mich über mein Bett und weinte, als wäre es um meine Seligkeit geschehen. Ich hatte vollauf Zeit dazu, denn Generals waren mit den Kindern in die Stadt zu einer Verwandten gefahren.

Alles nimmt ein End, und die Thränen auch. Nach einer Weile saß ich da mit meinem Herzweh und fing an zu denken. Und da war das erste, was mir einfiel: daß doch die Deutschen anders sein müßten, als ich sie mir nach meiner Mutter Beschreibung immer vorgestellt. Wenn sie so schmuck und fleißig und geschickt waren und so gute Augen besaßen, wie der Joseph, so hatte die Mutter entweder keine gesehen, oder sie arg verunstaltet in ihren Reden. Und da kam mir auch in den Sinn, daß der Vater in Deutschland gewesen war und viel Gutes von dort erzählte: wie fleißig drüben gearbeitet würde, und was sie alles erfänden und herstellten. Mit einem Male ging mir's wie ein Lichtschein im Herzen auf: die Liebe und Verehrung zum Vater bekam die alte Kraft wieder, und ein Mißtrauen gegen das Wesen und die Reden der Mutter stellte sich ein — ja so recht wie einem Blinden, der zu sehen anfängt, ward mir zu Mute.

Nein, die Deutschen waren am Ende Menschen wie andre Menschen, vielmehr: der Joseph gefiel mir besser als alle Schweizer, die ich gesehen.

Aber er war ein Ketzler!

Vielleicht war ich ausersehen, seine Seele zu retten.

Ich raffte mich auf, wusch mir das Gesicht ab und ging wieder in den Garten hinunter. Er hatte sich schon an die Arbeit gemacht, sah mich nur einen Augenblick forschend an und schmitzte dann emsig weiter.

„Joseph,“ fange ich mutig an, „könntest du um meinetwillen katholisch werden?“

„Nein, kleine Hexe,“ meint er kurz. „Ich hab' mir's gedacht, daß dich der Ketzler erschreckt hat — ihr Luzerner seid ja katholisch und eure Bauern sind's dreimal in jeder. Eigentlich hätte ich dich für vernünftiger gehalten — du hast so etwas Helles in deiner Art, daß mir früher der Gedanke gar nicht gekommen ist, es möcht' von der Seite her Unheil wettern.“

„Wann du's nicht übers Herz bringst, hast du mich nicht lieb.“

„So? Könntest du meinetwegen lutherisch werden?“

„Nie und nimmer! Das ist etwas anderes.“

„Wie so denn das? Wir wollen einmal ein vernünftiges Wort zusammen reden, Herzli!“ Damit stand er auf, legte seine Sachen weg und führte mich wieder hinaus bis wir saßen.

„Ich habe nichts gegen deine Heiligen, sie haben mir weder Gutes noch Böses gethan, ich mach' meine Sache

mit dem Herrgott allein ab, wie es immer in der Zeitung heißt: Zwischenhändler verbeten! Zum Herrgott wollen wir schließlich alle beide, ich bringe ihn meine Wittschrift selber, du gibst die deine an einen Kammerdiener ab, oder an einen Hofherrn, oder an die Mutter Maria — das thut jeder wie er mag. Der Herrgott ist die Hauptsache. Nun überlege dir einmal, ob wir da nicht beisammen leben und wesen können? Wir wollen ja auf der Welt nichts mit einander, als uns alles Liebe und Gute anthun und uns glücklich machen; jeder weiß, was ihn glücklich macht, manches haben wir zusammen, anderes hat einer für sich. Ich esse vielleicht gern Knödel, und du nicht, so zwinge ich dich nicht, Knödel zu essen, und du gönnst mir welche und thust mir vielleicht auch noch Speck daran. Ich lasse dir deine Heiligen, du nützigst mich nicht zu ihnen, so werden wir beide zufrieden sein."

So ungefähr sagte er — Sie haben noch gar nicht mit angehört, wie er einem alles aneinandersetzen kann, daß man meint, er wäre zum Pfarrer geboren. Und wie er so ehrlich und rechtschaffen dasaß, meinte ich, er könne mir ein guter Mensch sein, und fing an, ruhiger zu werden. Heimlich dachte ich auch: ich würd' ihn am Ende nach und nach andern Sinnes machen. Aber mit einem Male kam mir der Gedanke an meine Mutter.

"Herr Gott, meine Mutter giebt's immer zu!"

"Ja, da mußt du wissen, wer dir lieber ist, ich oder deine Mutter. Ich will ihr wohl schreiben, daß dir von deinem Glauben nichts genommen werden soll."

Wir richteten einen Brief an die Mutter — er las, was ich geschrieben, und darin stand, daß ich dächte, ich könne ihn befehlen. Das strich er mit einem dicken Striche aus.

"Wilde dir nichts ein, Anna," sagte er. "Davon ist keine Rede, und man muß nichts vorpiegeln, was keinen Boden hat."

Meine Mutter ließ uns einen Brief dagegen schreiben, der mir fast das Herz zerbrach; wer ihn abgefaßt, weiß ich nicht, ich glaube aber, der Florian ist's gewesen. Wenn ich den deutschen Ketzer heiraten wolle, müge ich's thun, aber dann sei es zwischen uns aus.

Der Joseph rebete mir weder zu noch ab. Das mußte ich mit mir allein abmachen, sagte er.

Eine Weile quälte ich mich schwer — dann rückte die Zeit der Abreise heran, und der Joseph mußte wissen, wie er mit mir dran war, wegen der Übersiedlung nach Luzern. Da machte ich einen Riß durch die Geschichte, sagte dem Joseph zu, und von Stund ab wurde mir wohl. Im Umgange mit ihm verging mir das alte Wesen wie eine schwere Weihrauchwolke und wie ein Traum, und wenn ich auch nie von der Kirche gelassen habe — zur Nonnenhaftigkeit taugte ich nicht mehr, und mir ist dem Joseph seine Art so gut wie die meine. In Luzern bekam er richtig Arbeit, nur mit der Trauung hatten wir Verdruß — wenn der Joseph auch zugeben wollte, die Kinder möchten katholisch werden, so konnte ich doch nicht versprechen, daß ich trachten würde, ihn zu befehlen. Ich lief von Pontius zu Pilatus und mußte zuletzt mit der prote-

stantischen Trauung zufrieden sein, und als sie mir in der Beicht die Ohren vollschalteten, meinen Mann beschimpften, als sei er wahrhaftig der Gottseibeiuns selber, dem's um meine Seele zu thun wäre, und meine Ehe wie gar keine und etwas Unsauberes ansahen, bin ich das eine Mal zornig aufgestanden und nicht wieder zur Beicht gegangen.

Generals richteten uns die Hochzeit aus, auch meine Schwester Crescenz mit ihrem Manne war dabei — da erfuhr ich denn, daß die Beate krank wäre und zur Mutter nach Haus wollte. Sie kam auch durch Luzern und besuchte mich, und ich sah wohl, daß es mit der Armen schlecht stand. Vier Wochen nachher ist sie gestorben, und bald darauf auch die Maria, die ich gar nicht mehr gesehen habe, seit sie im Kloster gewesen.

Ich hatte doch, nun ich in der Nähe meiner Heimat war, ein Verlangen, wieder einmal dort zu sein und zu sehen wie es meiner Mutter ginge. Eine Mutter bleibt eben eine Mutter. Hätte die Crescenz zum Begräbniß der Beate reisen können, ich glaube, ich wäre mitgefahren: aber die lag damals gerade in den Wochen, darum erfuhr ich vom Begräbniß auch erst, als es längst vorbei war, eben durch die Crescenz, nachdem sie wieder aufgestanden.

Eines Abends sitze ich mit meinem Manne bei der Lampe und wir lesen, da klopf's, und herein tritt die Brigitte — meine Freundin, von der ich schon erzählt, daß sie mir Lust gemacht hatte, in Dienst zu gehen. Sie war seit ein paar Tagen wieder mit ihrer Herrschaft von einer Reise zurückgekommen und hatte schon einen Absteher in unser Dorf gemacht. Da war nun erst große Freude — sie hatte seither nichts von mir gehört, bis sie bei Generals Nachfrage gehalten.

"Ja, aber was macht denn nur deine Mutter für Sachen!" meint sie endlich. "Die ist dabei, eine Heilige zu werden."

"Mich wundert's nicht," gebe ich zur Antwort, und es kommt mir bitter zum Hals herauf.

"So weißt du, daß sie einen Altar in die Kirche gestiftet hat, mit einem Bildwerk darauf: Jesus, der ein blutrotes Herz mit Pfeilen auf der Brust hat, und drunter eine ewige Lampe? Es ist wirklich schön, aber wo sie das Geld dazu hernimmt! Das geht doch von deinem Erbteil."

"Ich weiß kein Wort davon," sage ich.

"Ja, und was sie sonst ausgiebt! Alle alten Betteln aus dem Dorfe schleppen von ihr zusammen und müssen dafür Vaterunser beten, was das Zeug halten will."

"Herr Gott," spreche ich erschrocken, "wenn sie's nur nicht darauf abseht, mir das Erbe umzubringen. Aber nein — dann ginge ja der Crescenz ihres mit drauf. Es wäre schlimm, denn ich und der Joseph, wir rechnen darauf, durch das Erbe einmal selbständig zu werden."

"Schreib doch an die Crescenz," sagt Joseph, "vielleicht kann die etwas thun, da sie nicht mit deiner Mutter verzürnt ist."

"Ist denn der Pfarrflorian noch immer der Herrgott vom Hofe?" frage ich.

"Zuwenigst besorgt er noch immer die ganze Wirt-



Wir wollen ja auf der Welt nichts miteinander, als uns alles Liebe und Gute anthun."

ich
bal
ich
au
do
hal
bal
wi
lön
Id
gai
me
Et
der
wi
kan
der
auf
M
den
gar
wie
ieh
gar
M
mi
Er
ger
M
Ja
dar
der
der
ger
ih
wi
an
ren
beg
sie
ih
ein
bri
hät
du
red
wol
sag
daß
Gu
lön
was
ant
got
bete
I
sind
bis
Cre
Me
Ca
I

schaft und — du, kurz gesagt: ich traue ihm nicht. Ich habe munkeln hören, daß er für seine eigene Tasche schafft. Es heißt, er hat eine große Summe Geld auf der Sparflasse hier liegen, und die Pfarrwabi, die doch seine Mutter ist, soll auch etwas Schönes gespart haben. Man hat da so seine Gedanken, wenn man das hört.“

Der Joseph nimmt meine Hand und lacht.

„Gräme dich nicht, Anna, ich sehe wohl, reich werden wir einmal nicht, aber soviel, daß wir zufrieden sein können, werden wir immer haben.“

Wir ging das Ding gleichwohl im Kopfe herum. Ich schrieb einen Brief an die Crescenz, die kam auch ganz erbittert an und erzählte: An dem Tage, da sie mein Schreiben bekommen, wäre schon die fünfte alte Person bei ihr vorgeprochen, die von der Mutter nach Einsiedeln geschickt würde und natürlich unterwegs auf deren Kosten vergnügt lebe. — Sie müssen nämlich wissen, daß man auch andere für sich gehen lassen kann; wenn sie nur am Orte alles für den verrichten, der sie schickt, so bekommen sie schon den Abfahzettel auf seinen Namen. — Sie werde nicht bloß mit der Mutter reden, sagte die Crescenz, sondern auch mit dem Pfarrer.

Als sie wiederkehrte, war sie wild, wie ich sie noch gar nicht kannte. Die Mutter sei ganz verrückt, und wie das mit dem Gute würde, das könne ein Blinder sehen. Als sie in das Haus getreten sei, habe eine ganze Stube voll alter Weiber dageessen und mit der Mutter Gebetsstunden abgehalten, und die Pfarrwabi mitten darunter. Sie wäre einweilen, bis sie ein Ende machten, zum Pfarrer gegangen, der hätte aber gemeint, sie solle sich freuen, daß sie solch eine fromme Mutter befände, die sich für das Seelenheil der ganzen Familie opferte — und es wären arme Seelen genug darin, die Fürbitte gebrauchen könnten. Da wäre ihr denn doch die Galle übergelaufen, und sie hätte ihm den Text gehörig gelesen, daß er kirchbraun vor Zorn geworden sei und sie gemeint habe, der Schlag müsse ihn auf der Stelle rühren, bis er ihr die Thür gewiesen und gesagt habe, er wolle ihr einen Denzettel an den Stadtpfarrer nach Schwyz schreiben, der sie reuen solle. Auf dem Heimweg sei ihr der Florian begegnet, und da sie einmal im Zuge gewesen, habe sie gedacht: es sei nun ein Wäschelkopfen — und habe ihm eine Geschichte erzählt von einem Spitzhuben, der eine Wittve mit ihren zwei Töchtern um das Ihrige bringen helfe und dem man auf der Spur sei. Er hätte nur spöttlich gelacht und gemeint: wenn einer so dumm sei, sich fangen zu lassen, so geschähe ihm schon recht, wenn sie ihn in das Kriminal brächten.

Als sie endlich mit der Mutter gesprochen, sei die wohl etwas kleinlaut gewesen, habe aber weder auszusagen wollen, wie es mit dem Gute stehe, noch zugeben, daß jemand ihr in ihre Gottseligkeit drein rede. Das Gut sei noch in ihrer Hand, sie habe es geerbt und könne damit machen, was sie wolle. Sie thue nur, was sie der Pfarrer heiße, und der habe es zu verantworten. Und wenn die Crescenz auch anfange, gottlos zu werden, nachher habe sie doppelt nötig, zu beten.

Das sei nun die Bescherung, schloß die Crescenz und fing an zu weinen, und ich weinte zur Gesellschaft mit, bis der Joseph kam und uns tröstete — aber die Crescenz meinte, sie habe nicht einen so vernünftigen Mann, wie ich, und sie fürchte, wenn der ihre von der Sache höre, lasse er's ihr entgelten.

Darauf verging einige Zeit. Mit einem Male hörte

ich durch einen Boten aus dem Dorfe, den ich auf dem Wochenmarke bei der Reuß drunten treffe: den alten Pfarrer habe der Schlag gerührt, er sei schon begraben und ein neuer an seine Stelle getreten, ein lieber Mann, gutthätig und vernünftig, mit dem die Betischwestern nicht viel Seide spinnen.

„Jesus Maria!“ sage ich erschrocken. „Und was ist denn aus der Pfarrwabi und dem Florian geworden?“

„Na, die sind bei deiner Mutter.“

Ich hätte mir's denken können. Da war eben nichts zu ändern und zu bessern.

„Du, ich will dir nur sagen, daß der Pfarrwabi so ziemlich euer ganzes Gut gehört. Wenigstens sprechen sie im Dorfe so, denn kein Mensch weiß, wo deine Mutter das Geld hernimmt zu all dem Almofengeben und auf die Wallfahrt schicken, wenn nicht von ihr. Der neue Pfarrer soll ihr schon eine Predigt gehalten haben, denn sie ist ganz zornig auf ihn, daß er nicht so viel Geld von ihr annehmen will, wie der alte. Er mag ihr wohl gesagt haben, daß er's für unrecht hält, wenn sie sich und euch dazu arm macht.“

Wieder verging wohl ein halbes Jahr, daß ich nichts Besondere von daheim hörte. Auch durch die Crescenz erfuhr ich nichts — seit die Pfarrwabi in das Haus gezogen war, hat sie keinen Fuß mehr hinein-gesetzt.

Nun kam das Traurige.

Im Frühjahr war es, als die Schneeschmelze ging — ja, die kennen die Fremden gar nicht, sonst würden sie um diese Zeit ebenso den See besuchen, wie in der Saison. Das ist einzig, zu sehen, wenn die unzähligen Wasserfälle in den See hinunterstürzen, von denen man im Sommer nichts mehr weiß, während ein Stück Matte nach dem andern grün wird und der Schnee immer höher zurückgeht —

In dieser Zeit, hatten wir drei Tage Föhn gehabt, so heiß und schwül, daß man Kopfschmerzen bekam, dann aber plötzlich einen kalten Tag, der gegen Abend noch in Hitze umschlug. Auf dem Pilatus war es wieder nicht geheuer, und als die Sonne unterging, färbte sich der ganze See schwefelgelb, daß er gespenstig ausjah und die Leute hinausliefen, das zu beobachten. Wir, ich und mein Mann, waren auch draußen gewesen, so lange bis das Wetter vom Pilatus herüberkam, ein furchtbares Gewitter, Blitz auf Blitz und Donner auf Donner, und Sturm, und dazu goß ein feildider Regen mit Schauer gemischt nieder — es war, als sollte die Welt untergehen.

Wir hatten uns noch glücklich, bevor der Guß niederkam, nach Hause gerettet und saßen beisammen in der warmen Stube, und ich hielt mein Gesicht an der Brust meines Mannes, denn ich kann die Blitze nicht sehen, wie das so vielen Menschen ergeht. Draußen tobte ein Lärm von dem Regen und dem Winde, welcher Ziegel von den Dächern warf und mit den Läden, die nicht ganz fest waren, schlug und klapperte, und von den Türmen wurde geläutet, denn es war Samstag —

Da schmettert unten der Wind die Hausthür zu, daß alles um uns zittert, und mein Mann sagt noch: „Der mag gut aussehen, der eben hereingekommen ist; es wird wohl der verrückte Engländer sein, welcher ober uns einquartiert ist.“

So hören wir es die Treppe heraufkommen, drüben bei dem Manufakturisten anläuten, es wird geredet, und nun läutet's bei uns.

Mein Mann läßt mich los und steht auf; draußen öffnet er und fragt: „Was ist?“ Ich gehe auch an die

in
be-
ins
und
an-
und

ine
—
ern
der
ge-
gar
n.
nat
ind
ter
um
ich
den
Be-
gnt
es-
sge-

mei-
und
rein
um-
daß
erst
dar-
haft
und
nser
erst
ther
bei

nur
eint
eine

ich
mit

rehe
der
hat,
hön,
doch

tehn
Neu
l.“
nur
über
auf-
men
en.“
viel-
iner
err-
Birt

Thür, und wie ich sie aufsperrte, ruft er ärgerlich: „Anna, bring' das Licht her!“ Ich hole die Lampe, leuchte hinaus —

Da steht eine alte Weibsperson, die grauen Haar zottig im Gesicht hängend, triefend vor Nässe und unten voll Schmutz und stiert mich mit Augen wie die einer Närrischen an, ein Bild zum Erbarmen.

„Mutter!“ schreie ich auf, „Joseph, Joseph, das ist meine Mutter!“

Und ich kam mich nicht mehr auf den Füßen halten, und die Lampe schlägt mir aus der Hand, wie ich zu Boden sinke, und um uns ist Dunkelheit, in der Stube, auf dem Flur — draußen heult der Sturm und schlägt der Regen und läuten die Glocken, ich aber zittere am ganzen Leibe wie von Fieberschauern und halte mich gegen den Thürpfosten gestemmt.

Einen Augenblick ist alles stumm, dann brummt der Joseph etwas und ich höre ihn in der Tasche nach Zündhölzern suchen, bis eines brennt. Die Mutter hat sich an die Wand gelehnt und hat die Augen noch immer so irr und sagt kein Wort, der Joseph aber kommt zu mir und hebt mich auf und spricht: „Bleib hier, Kleine, ich hole erst eine Kerze, nachher wollen wir deine Mutter hereinführen, denn ich glaube, sie ist krank.“

„Ja,“ murmelt meine Mutter, „ich bin krank; er hat mich nicht haben wollen in Schwyz, und ich gehe hier nicht wieder fort, bis ich tot bin. Nacht mich tot, dann seid ihr mich los.“

„Mutter,“ rufe ich, „redet nicht so Schreckliches. Wir halten Euch hier, bis Ihr gesund seid und wieder in das Dorf zurückfahren könnt. Mein Joseph ist gut, viel besser als manch einer, der alle Heiligen zusammenbetet und nicht von der Landstraße kommt mit Wallfahren.“

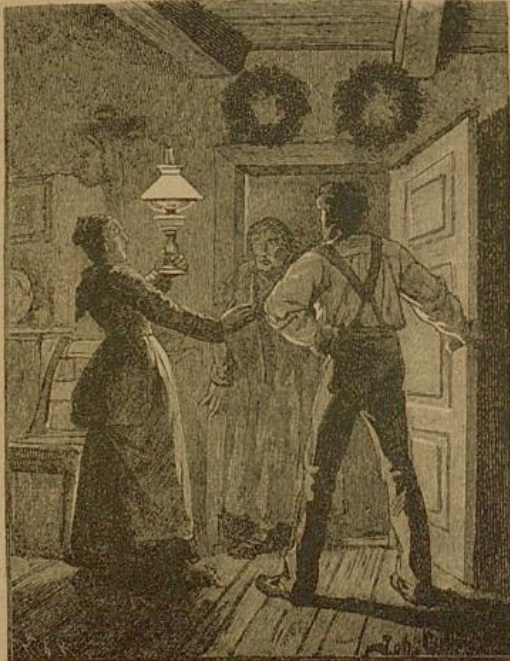
Da lacht sie wie eine Unsinmige auf, daß mich's ge-graunt hat, und spricht: „Ich hab' nichts mehr zu suchen in dem Dorfe. Gestern haben sie mir den Hof vergantet und die Pfarrwabi und ihr Florian sind jetzt Herren darauf. Arm gebetet und gefressen und gestohlen haben sie mich. Hier hast dein Erbe, reiß mir's vom Leibe, was ich drauf habe, ist alles, was sie mir gelassen haben.“

„O Jesus Maria, ist das möglich! Mutter, Mutter, seid nicht so gotteslästerlich verzweifelt — Ihr bleibt bei uns auf Eure alten Tage, so viel haben wir, daß wir Euch mit satt machen können.“

Der Joseph kommt mit einer Kerze, und ich nehme meine arme Mutter beim Arm und führe sie in die Stube, und wir reden ihr noch weiter gütlich zu bis mir einfällt, daß sie naß bis auf die Haut sein muß. Ich nehme sie in die Kammer und ziehe ihr von meinen Sachen an, und dann gehe ich und mache Kaffee und richte etwas zu essen her. So sitzen wir, und sie wird wieder vernünftig und weint erst und erzählt

dann, wie alles gekommen ist. Der Pfarrer, die Wabi und der Florian, die saubern drei haben es darauf abgelegt, sie auszulaugen und arm zu machen, indem sie immer zugeredet haben, daß sie um Gotteswillen nur geben und geben solle, und am Ende hätten die Wabi und der Florian ihr von ihrem frühern Gelde abgorgt, das sie dem Pfarrer für Unterstühtungen an Arme, Kirchen, Klöster und Missionen gegeben und das er den beiden geschenkt — denn der neue Pfarrer habe gar nichts Schriftliches über das Geld vorgefunden, ausgenommen wegen des Altars, den sie auch um die Hälfte an den Pfarrer überzahlt habe. Nun, da die beiden ihr die Klebe zugeschnürt und plötzlich das Geld verlangt hätten, daß die ganz verschuldete Piegenschaft in Haft gegeben werden mußte, seien ihr die Augen aufgegangen.

Die Mutter hatte die heuchlerische Offerte der Paars, sie könne auf dem Hofe bleiben, damit beantwortet, daß sie Mutter und Sohn als Räuber, Gauner und Halsabschneider tituliert hatte und in Verzweiflung mit ihren letzten Kappen nach Schwyz hingefahren war. Dort aber hatte mein Schwager, der Wirt, ihr grob gesagt: mit ihrer Dummheit und Verschwendung habe sie ihn um so und so viele tausend Franken gebracht, die er einmal bekommen haben würde, und nun wolle sie sich wohl auch noch von ihm füttern lassen? Da war sie, dem Wahnsinn nahe und ganz gebrochen, von dem Gelde, das ihr die Cenzi heimlich zugesteckt, wieder nach Luzern umgekehrt. Den ganzen Nachmittag über hatte sie den Mut nicht gefunden, uns aufzusuchen, obwohl sie zweimal vor der Hausthür gestanden. Auf den Stufen der Pfarrkirche war das Wetter über sie gefallen, und erst als kein Faden mehr an ihr trocken gewesen und sie sich sterbenskrank gefühlt, da habe sie nicht mehr anders gekonnt,



Da steht eine alte Weibsperson, die grauen Haare zottig im Gesicht hängend, triefend vor Nässe.

meinte sie. Es war herzerreißend, wie sie das erzählte. Maria Joseph — sie war nun doch meine Mutter und wirklich sterbenselend, das sah man ihr an, wie sie eingefallen war und ihr die Fieber über den Leib liefen. Ich habe ihr das Bett hergerichtet, und ihre Krankheit brach schrecklich aus — aber sie ist hernach gesund geworden, hat bei uns im Hause noch etliche Jahre gelebt und ist dann gestorben; noch auf dem Sterbebett hat sie sich um mich und den Joseph gequält, daß wir arme verlorene Seelen wären, obichon sie den Joseph sehr gern gehabt und große Stücke auf ihn gehalten hat. Sie konnte einmal das geistliche Wesen nicht mehr ablegen.

Als der Joseph nach Deutschland eingezogen wurde, um den Krieg gegen die Franzosen mitzumachen, war sie gar nicht zu erleiden. „Siehst du, das ist die Strafe für deinen Abfall,“ sagte sie zu mir. „Du

nicht sehen, er bleibt nicht am Leben, die Hute Gottes kommt über ihn und dich.“ So machte sie mir das Herz noch schwerer, als es ohnehin schon war. Jammer, wenn kein Brief von Joseph eintraf, wo ich einen erwartet hatte, jammerte und wehlagte sie mir wieder die Ohren voll über meinen Unglauben. Ich meine fast, nach ihrer Ansicht war der ganze Krieg zwischen den Deutschen und den Franzosen nur wegen mir und dem Joseph entstanden. Als der Joseph heil und gesund zurückkam, war sie stille — denn sie hatte großen Respekt vor ihm, und wenn sie für sich auch treiben durfte, was sie wollte: er litt nicht, daß sie mich oder gar ihn mit ihrem geistlichen Zuspruch plagte.

Als sie starb, hinterließ sie so viel Beicht- und Ablasszettel, daß wir beinahe einen Tag lang den Ofen damit hätten erheizen können. Und denken Sie: der Pfarrer kommt und giebt ihr die Sakramente, da ruft sie ihn und sagt ihm heimlich etwas in das Ohr. Der nimmt hinter ihrem Kopfschilde einen Schlüssel vor und schließt ihre Lade auf, und aus dieser reicht er ihr einen klingenden Strumpf. Der Pfarrer sieht mich an und spricht: „Das soll ich nehmen, um Messen dafür lesen zu lassen.“

„Ich hab's mir gespart. Ihr hättet doch keinen Kappen für meine Seele gegeben,“ sagt die Mutter vom Bette her.

„Behalten Sie's mir, Herr Pfarrer,“ nickte ich, obwohl ich mir nicht enträtheln konnte, woher diese Ersparnisse kämen. Zur Beerdigung kam die Crescenz herüber, da erfuhr ich denn von der, daß sie ihr das Geld heimlich abgeben hatte, so oft sie in Luzern gewesen, jedesmal etwas, unter dem Vorgeben, mein Joseph sei geizig und ihr fehle oft dies und das und sie getraue sich nicht darum zu bitten.

Gott hab' sie selig, sie hat nun ihre Ruhe gefunden und ich bin ihr nicht mehr auch nur eine Stunde gram gewesen, seit sie in das Unglück gekommen. Mein Joseph aber arbeitet noch heute, wo er zu Anfang hier gearbeitet, und hat die ganze Werkstatt für wenig Lohn unter sich — da wir keine Kinder haben, reicht's doch gut zu. Mit dem Selbständigwerden ist's aus — es hält' auch keine Mucken. Ein Luzerner kauft schon nichts gern von einem Schwyzer, der sich hier niederläßt, und hält ihn für einen Fremden, und gar von einem Deutschen!

Aber nun habe ich Ihnen eine ganze Geschichte erzählt und mir thut der Hals weh davon, Ihnen aber werden die Ohren weh thun. Da scheint ja die Sonne schon lange wieder und der Weg ist abgetrocknet mittlerweile — wenn's Ihnen recht ist, gehen wir einmal in das Dorf hinunter —

* * *

Wir schritten in die regentauige Dorfsidyle hinaus, die muntere Frau zur Seite, welche von dem und jenem Hause zu erzählen wußte, merkwürdige und seltsame Dinge, wie sie das Leben unter der Decke spielt. Aber der Eindruck von der Schilderung ihres eigenen Geschicks stumpfte unser Interesse merklich ab.

Da war die Kirche, ein ziemlich einfacher Bau, daneben die Pfarre mit alter, schön geschmückter Thür. Der Mesner, der eben aus der Pfarre kam, mußte den Schlüssel schaffen, und wir betreten das Kirchlein und betrachteten nicht ohne Bewegung den prunkhaften Altar, wo die ewige Lampe ihr rotes und grünes Licht zu Füßen der wertlosen Christusfigur mit dem rot-gemalten, von vergoldeten Pfeilen durchbohrten Herzen warf. Dann verließen wir den Raum, welcher den leisen Weibbrauchdust aller katholischen Kirche atmete, und suchten von neuem die Dorfstraße auf.

Und nun hielten wir vor einem der aus Holz gezimmerten schweizerischen Bauernhäuser, welches sich in nichts sonderlich von andern unterschied; vom Alter schwarzbraun gebeizt, die Steinmauer am Grunde sauber weißgetüncht, lag es auf einem terrassenartigen Vorsprung des Berglandes, drei oder vier — wenn man einen aus Latten konstruierten, schindelbedachten Gestall dazu rechnen wollte — Nebengebäude gehörten dazu. Düngerhaufen, scharrende Hühner, in den Ställen brüllendes, meckerndes Vieh — in der Umgebung Obstbäume und grüne Matten.

Unsere Begleiterin sprach kein Wort, und als ich sie verstohlen betrachtete, sah ich, daß sie die Augen voll Thränen hatte.

Da kam ein Wagen mit einer Ladung Rüben den Dorfweg herauf; zwei Kühe waren davor gespannt, von der hübschen, aus sauntem Bläulichgrau in das Fiabellfarbene spielenden Kasse. Nebenher ging ein Mann, mit einer Peitsche klätschend, schwerfällig und bauerhaft, der in den Bierzigern stehen mochte, verwitterten, fast ledernen Angesichts, mit grauem Kraushaar und Schnurrbart. Die in Erinnerungen Versunkene neben mir bemerkte ihn erst, als der Wagen uns zum Ausweichen nötigte, und einen Moment maßten sich die Zwei mit den Augen, die traurige Frau und der Bauer. Ein spöttisches Lächeln spielte um die schmalen Lippen des letztern und er legte den Kopf mit affektierter Unbefangenheit auf die Seite und piff dazu. „Kommen Sie rasch, hier ist die Luft vergiftet,“ sagte unsre Wirtin plötzlich laut. Und nach zehn hastigen Schritten fügte sie hinzu:

„Das war er.“

„Der Florian?“

Sie nickte.

„Gott sei Dank: er hat zwar geheiratet, ist aber ohne Kinder. Die Art stirbt am besten aus — ich schlag' mich freilich selber mit der Rede, aber Recht hab' ich.“

Sonst und jetzt.

„Mein Sohn, Du bist ein Justitus,“ Sprach einst Herr Ehrlich voll Verdruß zu seinem Sohn. „Der Mädchen sieben behauptest Du zugleich zu lieben — Da seh' mich, deinen Vater an, Ich war doch auch ein junger Mann; Doch Eine nur hatt' ich erkoren, Und dieser ew'ge Treu geschworen, Jedoch für einen zweiten Schatz War nie in meinem Herzen Platz.“

„Dein Wort“ so spricht der Sohn „in Ehren Doch läßt der Fall sich leicht erklären; Es war zur Krinolinenzeit Als Du geliebet und gefreit. Wenn eine da das Herz erleien Ist Platz für keine mehr gewesen; Doch schau Dir heut ein Mädchen an, Ob das das Herz noch füllen kann? Und wärst Du jetzt in unserm Falle, Du sähest wie wir Männer alle, Daß neben einem ein'gen Schatz Bequem noch sechs haben Platz.“

Scherzfrage.

Welcher Stoff ist dem weiblichen Geschlecht der liebste?

„Hollspinnseid“